

In der verlorenen Zeit

Vor 100 Jahren starb Marcel Proust. Über die Frage, wie er als Jude in einer Zeit anschwellenden Antisemitismus zu schreiben begann, legt Andreas Isenschmid einen eindrucksvollen Essay vor

Von Hilmar Klute

Über die Schwierigkeiten, Marcel Proust dergestalt zu lesen, dass am Ende der Lektüre griffige und verhandelbare Details und Gegenstände im Gedächtnis bleiben, hat Martin Walser einmal einen schönen Aufsatz geschrieben. Es dränge sich, schreibt Walser, eine Fülle von Situationen in der Vorstellung des Lesers, in Form von Ereignissen (Spaziergänge, die berühmte Teegebäcks-Geschmackssensation), in Gestalt von Frauen (Gilberte, Odette, Albertine) und von Männern (Swann, Bloch, Norpois). Eine Welt zahlloser Details plopt auf, voll mit Bezüglichkeiten und Mutmaßungen. Walser erkannte sein Elend bei der Lektüre der sieben Bände darin, „nicht intellektuell über sie verfügen“ zu können.

Von den wenigen, die an Dreyfus' Unschuld glaubten, bildete ein großer Teil Prousts Freundeskreis

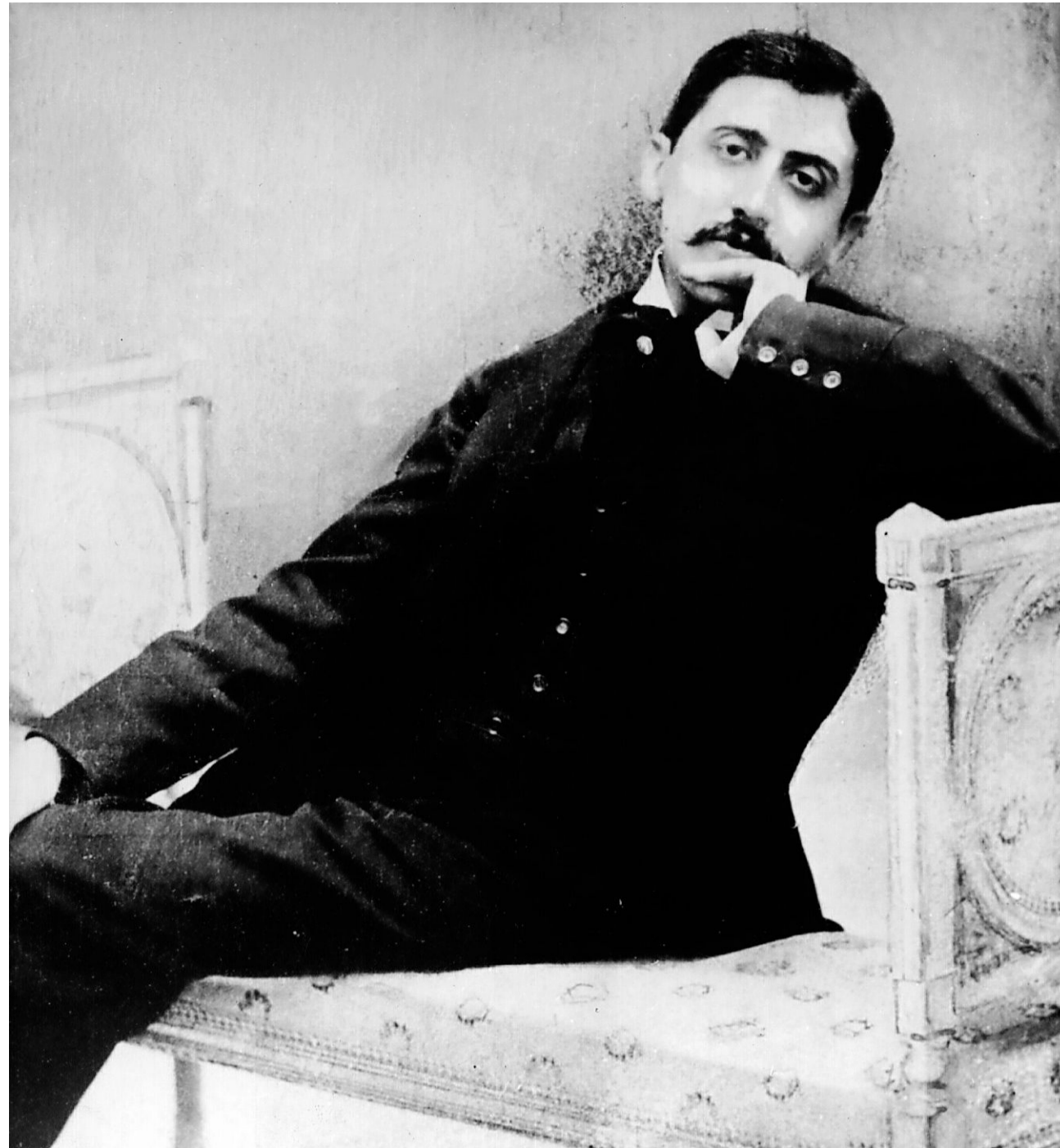
Bei Andreas Isenschmid ist das gottlob anders, denn Isenschmid ist ein systematisch geschulter Proust-Leser, der seine Leidenschaft für Prousts Jahrhundertroman „Auf der Suche nach der verlorenen Zeit“ („À la recherche du temps perdu“) immer wieder in klugen Deutungen und heiter-emphatischen Leseempfehlungen zum Ausdruck bringt. Jetzt hat Isenschmid, der lange für die NZZ gearbeitet hat und heute gelegentlich für *Die Zeit* schreibt, einen Essay über Prousts Verhältnis zum Judentum geschrieben, genauer: „Der Elefant im Raum“ entfaltet die bislang in der Proust-Forschung marginal verhandelte jüdische Identität Marcel Prousts. Warum das wichtig ist? Weil Proust am Beispiel seiner Figuren, vor allem der Swanns und Blochs, eine Erfahrung, seine eigene nämlich, verdichtet hat: die des Juden im antisemitischen Klima der Dreyfus-Zeit.

Auch der Name Alfred Dreyfus kommt in Walsers Aufzählung am Rande vor.

Selbst im kürzlich bei Schöfling wieder aufgelegten Proust-Essay von Ernst Robert Curtius – der große Romanist gehörte zu den Entdeckern Prousts – wird lediglich an zwei Stellen beiläufig auf die Affäre um den jüdischen Hauptmann der französischen Armee verwiesen, dessen Degradierung, Verbannung und Verleumdung heute synonym für den radikalen Antisemitismus in Europa des ausgehenden 19. Jahrhunderts stehen. Andreas Isenschmid dagegen lässt seinen Essay mit dieser antisemitischen Ursünde des modernen Frankreich beginnen, die mit dem berühmten Pamphlet „J'accuse“ von Émile Zola im *Figaro* ihre, wie Isenschmid schreibt, „historische Dimension“ bekommen habe.

Im Dezember 1894 wurde Alfred Dreyfus wegen Landesverrats zu lebenslanger Verbannung auf der Teufelsinsel verurteilt. Er soll, so der durch keinen haltbaren Beweis gesicherte Vorwurf, militärische Geheimdokumente an den deutschen Militärattaché in Paris übergeben haben. Der Prozess, dem sich die öffentliche Entehrung von Dreyfus im Hof des Élysée anschloss, war von einer beispiellosen Welle des Judenhasses umtost. Der Hauptmann Ferdinand Walsin-Esterházy, er wurde später als der wahre Landesverräter entlarvt und verurteilt, drohte sogar damit, bei einer Rückkehr von Dreyfus werde es „5000 jüdische Kadaver in Paris geben“.

Marcel Proust, Sohn einer jüdischen Mutter und eines katholischen Vaters, saß im Prozess unter den Zuschauern. Wie nur sehr wenige Franzosen damals war er von der Unschuld Dreyfus' überzeugt. Und ein großer Teil jener wenigen bildete Prousts damaligen Freundeskreis. Der verlässt, als sich der Zorn der Dreyfusfeinde gegen Zola zu richten beginnt, seine Salonbegleichkeit und sucht vergebens nach Unterstützung für Zola, der von seinem Stammblatt *Le Figaro* geschasst werden sollte. Nur einen Großautor vermag Proust eine Unterschrift pro Zola abzugewinnen: Anatole France, der in der „Recherche“ vermutlich in der Figur des vom Erzähler vergötterten Dichters Bergotte auftritt. Die Affäre hat



Starb am 18. November 1922 in Paris: Marcel Proust.

FOTO: DPA

Proust zum Schriftsteller gemacht; aber er beginnt noch nicht seine achtbändige „Recherche“, an die macht er sich erst zwei Jahre später. Sein unvollendet gebliebener Roman „Jean Santeuil“ ist Prousts erster großer Versuch, das Unrecht, das dem unschuldigen Offizier widerfuhr ist, zum Erzählgegenstand zu machen.

Proust sei, schreibt Isenschmid, beim politischen Aktivismus als bekennender Dreyfusard wie auch beim literarischen

Schreiben von „starken jüdischen Gefühlen“ geleitet gewesen. Das muss man, weil es ein wenig vage klingt, erläutern, denn diese Gefühle sind in der Folge von Ausgrenzungserfahrung und offener Ablehnung entstanden. Prousts Sozialisation in den Pariser Salons, deren geradezu organische Wesen wichtige Stoffquelle seines Romans ist, war immer wieder von Ressentiments durchsetzt: Juden galten im Paris des ausgehenden 19. Jahrhunderts als Ausländer, ihre Assimilation wurde notorisch infrage gestellt. „Die Entwurzelten“ heißt ein vielbändiges Roman-Machwerk von Maurice Barrès, das über die Behauptung, die Heimatlosigkeit sei eine Art identitäre Konstante der Juden, den Antisemiten Stoff für Hetze und Gründe für Diskriminierung gab: „Dass Dreyfus zum Verrät fähig ist, schließe ich aus seiner Rasse“, schrieb Barrès, der eine Art Ernst Jünger des Fin de Siècle war und den wegen seiner kühlen Brillanz sogar der Humanisten und Demokraten André Gide bewunderte.

Im bereits seit 1892 militanten Antisemitismus in Frankreich (damals begann die Zeitung *Libre Parole* ihre Hetze auf jüdische Offiziere in der Armee) sieht Isenschmid auch einen – vielleicht sogar den gewichtigsten – der Gründe, warum Proust ein früher Verteidiger von Dreyfus gewesen ist. „Der Antisemitismus hat

Proust auf sein Judentum zurückgeworfen“, so Isenschmid. Die Quelle dieses auf kulturelle Tradition fokussierten Judentums war Prousts Elternhaus im Pariser Vorort Auteuil. Marcel Proust war der Sohn einer jüdischen Mutter, Jeanne Weil, und eines katholischen Vaters, Adrien Proust. Im Sommerhaus seines Großonkels Lazard Baruch Weil erlebte Proust seine jüdische Erziehung, die offenbar weniger eine Einübung in den jüdischen Glauben gewesen ist als eine in die jüdische Kultur.

Und diese Kultur war eng mit der Geschichte seiner eigenen Familie verknüpft, wie Isenschmid in einer beeindruckenden Ahnengalerie zeigt. Die Großmutter Adèle und Prousts Mutter Jeanne empfanden sich als in der französischen Literatur stärker beheimatet als im republikanischen Patriotismus. Es geht in dieser Familie in je-



Andreas Isenschmid:
Der Elefant im Raum.
Proust und das jüdische.
Hanser, München 2022.
239 Seiten, 25 Euro.

Proust auf dem Balkan

Nie weiß man genug über ihn: Beiträge von Nachfahren und Zeitgenossen

Als Marcel Proust am 18. November 1922, einem Samstag, in seiner Wohnung in der Rue Hamelin gestorben war, verbreitete sich die Todesnachricht unter seinen Freunden und Bekannten schnell. Die Maler Paul Helleu und André Dunoyer de Segonzac fertigten Porträtzeichnungen am Totenbett an, Man Ray kam mit der Kamera in die Rue Hamelin. Der *Figaro* brachte auf der ersten Seite der Sonntagsausgabe eine längere Meldung. Jacques Rivière, Lektor bei Gallimard und Chefredakteur der Zeitschrift *Nouvelle Revue Française*, brachte Anfang 1923 eine Sondernummer „Hommage à Marcel Proust. 1871-1922“ heraus. Unter den Beiträgern waren Maurice Barrès, Joseph Conrad, Ernst Robert Curtius, Paul Valéry und andere. Im „Schreibheft“ Zeitschrift für Literatur“ sind nun in deutscher Erstübersetzung die Texte von Jean Cocteau, Valéry Larbaud und Paul Morand aus dieser Sondernummer erschienen.

Larbaud blickt auf die Zeit zurück, als Proust in den Literatenkreisen von Paris vor allem der Übersetzer John Ruskins war. Paul Morand, der gern präzise Pointen produzierte, schrieb: „Was mich am stärksten frappte, als ich Proust kennenlernte, war die Begegnung mit jemandem, der so früh zu leben aufgehört hatte.“ Jean Cocteau verteidigte das Interesse Prousts am mondänen Leben nicht zuletzt in eigener Sache. In seinem Porträt der Stimme Prousts aber trifft er eine Dimension des Werks: „Es fällt mir schwer, sein Werk zu lesen statt es zu hören.“ Cocteau Proust kann lachen: „Marcel Proust liebte das Lachen. Er schwamm darin wie im Entwicklerbad.“ Jürgen Rütte hat die Texte nicht nur übersetzt, sondern mit biografischen Skizzen und einer Nachbemerkung versehen. Sie erwägt den Gedanken, in den Passagen über das Sterben des (fiktiven) Schriftstellers Bergotte in seinem großen Roman habe sich Proust selbst den schönsten Nachruf geschrieben.

„Bergottes Witwe“ heißt die Proust-Hommage des serbischen Schriftstellers Bora Ćosić, die das Schreibheft den Remi-

nissenzen der Zeitgenossen an die Seite stellt. Ćosić, inzwischen neunzig Jahre alt, hat in jungen Jahren Prousts Recherche gelesen. Die 1994 skizzierte Idee zu „Bergottes Witwe“ hat er im Jahr 2021 realisiert. Er holt Figuren und Handlungselemente aus Prousts Romanzyklus in sein eigenes Werk, taucht sie ein in den Stil der Burleske. Aus Paris wird eine Kleinstadt an der Donau, aus den aristokratischen Guermantes eine reiche Metzgersfamilie, aus Swann ein etwas wunderlicher Herr Tatalović. Sie alle steigen aus der Erinnerung des Erzählers an seine Kindheit auf, in der ihm der Prokurist der Firma Ševčik & Co. eine literarische Karriere prophezeite.

Die Figuren des Mini-Romans leben nicht von den Proust-Bezügen, die Alida Bremer in einer Nachbemerkung erläutert, sondern von ihrer Verwurzelung in ihrem eigenen Kosmos, in derben Alltagsgesprächen, die so unablässig rauschen wie bei Proust die Salonkonversation, ob es um technische Neuerungen geht, die Zeitegeschichte oder den Tratsch über sexuelle Ori-

entierungen. Das Ganze ist in der Zwischenkriegszeit angesiedelt, öffnet sich aber auf den Zweiten Weltkrieg hin, auf die Okkupation durch die Deutschen. Anders als der antisemitisch ausgegrenzte Swann bei Proust stirbt der jüdische Herr Tatalović nicht an einer auszehrenden Krankheit, sondern wird ermordet. Der von Mirjana und Klaus Wittmann ins Deutsche übersetzte schmale Roman ist das Musterbeispiel einer eigenständigen Hommage.

Nach dem konzisen, klug komponierten „Proust-ABC“ der Romanistin Ulrike Sprenger, das 2021 eine erweiterte Neuausgabe erlebte, hat nun Luzius Keller, der Herausgeber der Frankfurter Proust-Ausgabe, ein voluminöses „Marcel Proust Alphabet“ herausgebracht. Es ähnelt der „Marcel Proust Enzyklopädie“ von 2009, an deren deutscher Ausgabe Keller nicht nur als Herausgeber, sondern zugleich als Autor oder Ko-Autor von weit mehr als 200 Einträgen beteiligt war. In das neue Werk hat er viele dieser – und einiger Beiträge anderer Autoren – aus der Enzyklopädie übernommen, die als „Handbuch zu Leben, Werk, Wirkung und Deutung“ gelesen werden wollte.

Diesen Charakter hat auch das „Alphabet“, das eine Fülle von Personen aus Prousts Leben, die Figuren des Werks umfasst, dieses Werk über die „Recherche“ hinaus in allen Facetten erschließt, den Weißdorn wie die Gelehrsamkeit, die technischen Neuerungen der Epoche wie die „Geschlechtsverschiebungen“ kommentiert. Angesichts der Fülle fällt auf, dass zwar Holland und die Normandie, nicht aber Algerien und Ägypten einen Eintrag erhalten, dem Schriftsteller Bergotte nicht der General Boulanger folgt. Der Konversation geht hier nicht der Kolonialismus der Dritten Republik voraus, der summarische Eintrag „Geld“ kann die Abwesenheit der „Aktien“ und der „Börse“ so wenig kompensieren wie der knappe Eintrag „Militärwesen“ die Abwesenheit eines Eintrags „Erster Weltkrieg“ als Gegenüber zur ausführlich dargestellten „Dreyfus-Affäre“. **Lothar Müller**

Es ist diese Erkenntnis, die Isenschmidss Essay so gewichtig macht. Denn es geht Isenschmid zwar auch darum, eine Art Philologie des jüdisch-kulturellen Grundgebäudes in Prousts Romanwelt zu betreiben, und sich dabei mit Lesefleiß, der Virtuosität des Querverweises und intimer Gesichtskennntnis auszuweisen. Aber noch wichtiger ist es ihm, solche Spuren sicherzustellen, die auf Prousts kulturelle Distanzen zur französischen Gesellschaft verweisen. Ausgerechnet dieser, wie Isenschmid schreibt, „peinlich hochverlogene Salon-schmeichler“ stand in vielem so quer zu den ungeschriebenen Gesetzen der bürgerlichen Aristokratie. Deshalb geht es darum, die Sprachcodes zu dechiffrieren und scheinbare antisemitische Äußerungen im Roman als das zu begreifen, was sie in Wahrheit sind: nicht Billigung, sondern „Verdeutlichung der Leiden“ jüdischer Franzosen im Fin de Siècle.

Denn Isenschmidss eigentliches Anliegen und zugleich die größte Leistung seines Essays ist dies: Er zeigt, wie dramatisch und eindringlich in der „Recherche“ die großen Verwerfungen des 20. Jahrhunderts vorweggenommen werden. Prousts Werk ist nicht nur in literarischer Hinsicht das Fundament modernen Erzählens bis in unsere Gegenwart hinein. „Auf der Suche nach der verlorenen Zeit“ ist, und diese Lesart ist Isenschmid zu verdanken, ein eminent politisch-humanistischer Roman, in dessen „wohlgeformtem Strom verzauberter und verzaubernder Einzelheiten“ immer auch der eigentliche politische Anlass mitleidet: die dramatische Moralverschiebung in der französischen Gesellschaft als Folge der Dreyfus-Affäre. Wer künftig über Proust und seine „Recherche“ spricht, wird also den moralischen Grundriss dieses Romans und die Erfahrungen, auf denen er gründet, zur Kenntnis nehmen müssen.

manager magazin

DEZEMBER 2022 + GELDANLAGE Wie sich Profis gegen einen zweiten Crash wappnen

manager magazin

MERCEDES & BMW
Kampf gegen den Elektroabstieg

THEODOR WEIMER
Deutschlands zurzeit bester Manager über seine Stärken und Schwächen

THE BAD MAN
Der neue Masterplan der Gründer

Militärsatelliten, Fake News, Messias-Wahn: Wie Elon Musk zur Gefahr für Tesla und die Weltgemeinschaft wird

Jetzt neu im Handel

Digital lesen mit **manager magazin** auf manager-magazin.de/plus



Luzius Keller:
Das Marcel Proust Alphabet. Handbuch zu Leben, Werk, Wirkung und Deutung. Friedenaue Presse, Berlin 2022. 976 Seiten, 68 Euro.



Schreibheft. Zeitschrift für Literatur. Nr. 99. Rigodon, Essen 2022. 180 Seiten, 15 Euro.